

MANUSKRIFT

P R O J E K T R O S E

- DRAFT ONE -

Don't Touch The Rose

Buch 1





PART EINS

IM ETAYOL DER HEXEN



Kapitel Eins

64. Tag der Herbstzeit, Jahr 99 des Basileios

Als ich den letzten Dorn aus ihrer Handfläche zog, hatte sich zwischen unseren Füßen bereits eine Blutlache gebildet. Das Blut färbte die Dornen rot und floss bis in die Rillen des gepflasterten Steinbodens, der mit Kieselsteinen bedeckt war und unter den Schuhen mit jedem Schritt knirschte.

Aus meinem Rucksack, den ich auf meinem Rücken trug, kramte ich nach einem beigen Geschirrtuch, das ich zu Hause dort hineingesteckt hatte. Als ich den Stoff zwischen meinen Fingern spürte, wickelte ich es von dem Glas, um das ich es geschlungen hatte, damit es das klirrende Geräusch von Glas in meinem Rucksack dämpfte. Ich ließ das Glas unbeachtet zurück in den Rucksack gleiten und stellte diesen an der vom Dreck dunkelbraun gefärbten Backsteinmauer der Friedhofskirche ab.

Ich griff erneut nach ihrer Hand und begann, das saubere Tuch als provisorischen Verband um ihre Hand zu binden. Ihre Hand zuckte und sie stöhnte schmerzerfüllt, als ich auf ihre Wunde drückte, um die Blutung zu stillen. Der Stoff sog das Blut auf und färbte es purpurrot.

»Das tut weh«, murmelte meine Schwester.

Ich seufzte. »Ich weiß.«

Ich entließ ihre Hand aus meiner. Sofort nahm sie die Wunde in Betracht. Sie fuhr mit den Fingern über die verbundene Wunde, nur um das Gesicht zu verziehen. Dann bewegte sie ihre Finger und probierte, ob sich diese ohne Probleme bewegen ließen. Sie waren noch beweglich und auch sonst schien sie, abgesehen von ihrer Handfläche, keine Wunden zu haben oder Schmerzen zu empfinden.

Mit einem abschätzigen Blick über ihren Körper bemühte ich mich zu überprüfen, ob sie sonst irgendwelche magischen Flüche abbekommen hatte. Aber sie verhielt sich normal und ihr Körper erwies keine okkultischen Nebenwirkungen auf.

Ich nahm mir vor, gleich ihre Verletzung zu versorgen, nur für den Fall, dass sie doch etwas abbekommen hatte (obwohl ich gern als Bestrafung ihren Körper die Arbeit der Wundheilung allein machen lassen wollte. Aber ich war mir sicher, dass eine Belehrung reichte, damit sie aus ihrem Fehler lernte. Und wenn nicht, dann eben beim zweiten Mal. Oder beim dritten Mal). Währenddessen betrachtete ich ihr Gesicht, auf welchem sich langsam Resignierung abzuzeichnen begann. Es war immer wieder interessant, meiner Schwester bei ihrem Mienenspiel zu beobachten. Sie war so einfach zu lesen wie ein offenliegendes Buch.

Als sie ihren Kopf hob, las ich Schuldbewusstsein in ihrem Gesicht ab. »Es tut mir leid«, flüstert sie und presste ihre Lippen zusammen. Als ich zum Sprechen ansetzen, öffnete sie ihren Mund wieder. »Hätte ich das gewusst, hätte ich ihn nicht genommen, ich schwöre.«

»Du kannst froh sein, dass du deine Hand noch hast, Valeska.«

Sie tippte nervös mit der Spitze ihres rechten Schuhs auf den anderen. »Ich konnte doch nicht wissen, was passiert.«

»Nein, das kann man nie wissen«, sagte ich. »Deswegen ist es so unfassbar wichtig, dass du vorsichtig bist. Es hätte etwas weitaus Schlimmeres passieren können, und das weißt du.«

Sie gab einen zustimmenden Laut von sich und senkte ihren Blick wieder.

Ich neigte den Kopf. »Außerdem«, ergänzte ich, »schänden wir keine Gräber.«

Vermutlich dachte sie, ich bemerkte es nicht, wenn sie ihre Augen verdrehte. Ich sagte nichts dazu.

»Was wolltest du dann überhaupt hier?«, murrte sie.

Ich deutete auf die halbgeöffnete, mit Spinnenweben benetzte Tür der Kirche. »Ich habe drinnen in der Kirche nach etwas gesucht.«

»Was soll man denn da finden?«, fragte Valeska. Sie schaute abwertend zur Tür. Sie nahm wahrscheinlich an, dass seit Jahren niemand mehr die alte Kirche betreten hatte, womit sie auch gar nicht so Unrecht hatte.

Auf diesem Friedhof, ganz in der Nähe unseres Hauses, lagen größtenteils nur Sterbliche, die bereits vor sehr langer Zeit gestorben waren. Nur aller paar Jahreszeiten wurde hier eine Beerdigung mit anschließendem Begräbnis abgehalten, wenn die Familie des Angehörigen nicht mehr für die Grabgebühr aufkommen konnte und das Grab dann geleert wurde.

Der Großteil der Sterblichen, die noch in meiner Generation, oder in der davor, umgekommen waren, lagen auf einem der unzähligen Gemeindefriedhöfen. Unser Gemeindefriedhof war gar nicht so weit entfernt und ich konnte ihn relativ schnell zu Fuß erreichen, wenn ich dort einen Verstorbenen besuchen wollte. Aber die meisten Familienangehörigen konnten sich heute nicht einmal mehr die Beisetzungsgebühr leisten, weshalb die meisten Leichen entweder im Fluss versenkt, im Garten auf dem

Privatgrundstück vergraben, oder kremiert und in eine Urne für den Kamin gefüllt wurden.

Nichtsdestotrotz, dachte ich und erklärte Valeska: »Heute habe ich zwar nichts gefunden, aber hin und wieder gibt es jemanden, der die Kirche noch zum Beten betritt.«

Heute betete niemand mehr zu Göttern, wie das früher einmal der Fall gewesen war. Es gab zwar durchaus Götter, die irgendwo in irgendeiner Gestalt herumwanderten oder schliefen, aber diese hatte ich noch nie als anbetungswürdig empfunden. Wir beteten zu uns selbst. Wir schütteten uns selbst unser Herz aus und gaben uns selbst die Hoffnung, die wir brauchten. Statt einem höheren Wesen Macht über sich zu geben, ergab es für mich eindeutig mehr Sinn, an sich selbst zu glauben.

»Einige von ihnen hinterlassen wertvolle Gegenstände«, fuhr ich fort. »Entweder als kulturelles Ritual, um ihren hoffnungsvollen Worte mehr Aussagekraft zu verleihen, oder als Erinnerungsstück an ein bestimmtes Ereignis, das sie dort lassen, um mit der Vergangenheit abzuschließen und in die Zukunft schauen zu können.«

Verwirrt legte sie ihre Stirn in Falten und kniff ihre Augen nachdenkend zusammen. »Und inwiefern ist das besser als das, was ich getan habe? Die Elfen haben die Tradition, einen persönlichen Gegenstand des Verstorbenen mit in das Grab zu legen. Du hast auch jemandem einen persönlichen Gegenstand nehmen wollen.«

»Mir geht es nicht um den emotionalen Wert, den ein Gegenstand hat. Das ist mir egal.« Wenn man in Verhältnissen wie wir lebte, musste man lernen, bis zu einem gewissen Grad die Gefühle bestimmter Menschen zu ignorieren, möglicherweise sogar zu hinterfragen

»Nun?«, erwiderte Valeska. »Wieso ist es dann so verwerflich, wenn ich es tue?«

»Du hast ein Grab geschändet.« Ich strich ihr eine ihrer blonden Haarsträhnen hinters Ohr, das ihr ins Gesicht gefallen war. »Stell dir vor, jemand würde das mit Dad tun.«

Langsam setzte ich mich wieder in Bewegung und hob meinen Rucksack auf. Wenn ich über den mit Kieselsteinen bedeckten Boden lief, hörte man nicht, dass es in meinem Rucksack leise klirrte. Wir waren noch ganz in der des Marktes, deswegen sollte ich besser vermeiden, dass wir jemanden begegneten, der möglicherweise hineinschauen und einen Kaufbeleg sehen wollte. Noch viel weniger als die Sachen, die ich mit mir herumschleppte, konnte ich mir eine Strafe leisten.

Ich drehte mich zu Valeska, die schuldbewusst dreinblickte. Schwer atmete ich aus. »So schlimm ist es nun auch wieder nicht«, versicherte ich ihr und schulterte meinen Rucksack. »Lass uns jetzt lieber verschwinden. Ich will deine Wunde versorgen, bevor wir nachhause gehen.«

Zum Glück hatte sie die verfluchte Halskette des Verstorbenen wieder ins Grab auf den Sarg fallen lassen. Das Grab war noch geöffnet gewesen, weshalb ich davon ausging, dass das Begräbnis erst morgen stattfinden würde.

»Wo willst du die denn versorgen?«, fragte sie. Die meiste Zeit wünschte ich mir, sie würde sich mit solchen Dinge besser auskennen, damit ich sie sicher wissen konnte, wenn ich sie verließ.

Ich blickte ungefähr in die Richtung, aus der wir gekommen waren. »Auf der großen Wiese. Da gibt es Yanissen. Aber dafür müssen wir nochmal am Markt vorbei.«

Sie nickte nur und setzte sich in Bewegung. Immerhin wusste sie, wo die Wiese war. Aber diese war auch nahezu überlebensnotwendig, wenn man eine Hexe war und kein Geld für kostspielige Arzneimittel besaß.

Valeska konnte viel. Sie konnte kochen und backen. Verschiedene Rezepte für Medizin oder andere Dinge brachte ich ihr immer wieder bei. Wenn sie die nötigen Zutaten hatte, konnte sie sich schon versorgen und Krankheiten bewältigen. Aber leider war genau das ihre Schwäche.

Sie hatte ein riesiges Problem damit, sich das Aussehen von Früchten und Kräutern zu merken und es fiel ihr schwer, sich daran zu erinnern, wo die nötigen Bäume und Sträucher wuchsen.

Sie würde das hinkriegen. Da war ich mir sicher.

Sie würde. Sie *musste*.

Valeska bog links ab. Ich hatte es ihr angewöhnt, dass sie immer vor mir lief, damit ich sie im Auge behalten konnte. Mir war bewusst, dass ich vielleicht etwas zu beschützerisch war, und dass das für meine Schwester ziemlich nervig sein konnte. Andererseits verstand sie es und ich war froh, dass sie zuließ, dass ich auf sie aufpasste. Irgendwann konnte ich das nicht mehr tun.

Ich lief in sie hinein, als sie plötzlich stehen blieb. »Valeska«, fluchte ich.

Sie blickte verwirrt nach links und stellte sie auf die Zehenspitzen. Ich folgte ihrem Blick. Einen Moment versuchte ich zu erkennen, was sie so nachdenklich dreinblicken ließ. Dann erblickte ich sie in einem Spalt zwischen zwei großen Wagen.

»Ist das ein Elf?«, flüsterte Valeska.

»Ja, das ist eine Elfin«, bestätigte ich.

Wir betrachteten eine hochgewachsene Frau mit grasgrüner Haut und dunklen moosgrünen Haaren, die ihr in vielen einzelnen geflochtenen Zöpfen über die Schultern fielen. In ihrem Haar waren goldene Schnüre verwoben, die

sich um ihre langen, spitzen Ohren banden. An ihnen hing vielerlei goldener Schmuck, sowie ein feiner Kranz auf ihrem Kopf.

Auf ihren Armen trug sie ein kleines Kind, das ähnlich aussah wie sie. Er hatte die gleiche grüne Haut, die gleichen spitzen Ohren und das gleiche, aber kürzere und ungeflochtene Haar.

Elfen erkannte man meistens an ihren spitzen Ohren. Man konnte sie auch an ihrem kantigen Gesicht und den feinen Gesichtszügen ausmachen. Die meisten Elfen hatten eine feine Nase, dünne Lippen und schmale Augen. Generell war ihr Körper, je nachdem, woher sie kamen, eher feingliedrig gebaut.

»Sie hat Wurzeln aus Peri san Fadae«, erklärte ich, auch wenn das Valeska natürlich wusste. Die Elfin hatte grüne Haut, woraus zu schließen war, dass sie eine Pflanzen-Elfin sein musste. Und diese hatten Wurzeln aus dem Etayol der Elfen, wo sie normalerweise auch lebten.

»Was macht sie dann hier?«, fragte Valeska.

»Sie ist wahrscheinlich nur zu Besuch hier«, vermutete ich. »Sie lebt nicht hier.«

Unser Vitayol war zwar in fünf Etayole unterteilt worden, aber abgegrenzt waren sie nicht voneinander. Ich lebte im Etayol der Hexen, was nicht bedeutete, dass wir Hexen nur hier lebten. Sie waren überall verbreiten, genauso wie andere Spezien hier lebten.

Es gab durchaus Elfen, die in unserem Etayol lebten, aber Pflanzen-Elfen hatte ich noch nie hier gesehen. Ähnlich wie Tiere gab es manche Spezien, die eben bestimmte Lebensräume bevorzugten. Pflanzen-Elfen lebten dort, wo es ganzjährig grün war und wo die Pflanzen wuchsen, die sie zum Leben brauchten. Deswegen war es eher unwahrscheinlich, dass die Elfin, die wir gerade betrachteten, hier lebte. Auszuschließen war es natürlich nicht.

»Wir müssen weiter«, flüsterte ich meiner Schwester zu. Es war gut möglich, dass die Elfin etwas verkaufte, und ich wollte nicht, dass sie uns erblickte. Ich hatte im Moment keine Lust und eindeutig Besseres zu tun, als mich von penetranten Verkäufern bequatschen zu lassen.

Ich setzte mich schon in Bewegung und drückte Valeska an der Schulter, die die Elfin noch immer betrachtete, als jene ihren Kopf zur Seite bewegte. Für einen Moment fürchtete ich, sie hatte uns erblickt. Doch sie schaute an uns vorbei und lächelte jemanden an, dessen Fußschritte zu vernehmen waren, aber nicht zu sehen war, weil die Person hinter dem Wagen entlang lief.

Erneut regte ich Valeska zum Verschwinden an, die sich nun endlich auch in Bewegung setzen wollte. Doch dann blieben wir beide wie vom Donner gerührt stehen, als die Elfin ihre Hand hob und zu einer Begrüßung ansetzte: »*De regan deja mer.*«

»Bei Yragarn«, fluchte Valeska. Schockiert schaute sie mich. »Sie kommt von oben.«

Sie kommt von *oben*.

Wenn wir von *oben* sprachen oder davon, dass jemand von *oben* kam, dann meinten wir damit immer *Wayom*, dem Vitayol, das auf der Karte über uns lag. Insbesondere meinten wir damit *Larantae*, das Etayol der Dämonen.

Die von *oben* mochten wir nicht.

Kreyol, das Vitayol, in dem wir lebten, handhabte Dinge einfach anders. Unsere Etayole lebten allesamt in Frieden miteinander, während die Etayole in *Wayom* sich noch immer regelmäßig bekriegten.

Und das war auch kein Wunder. Denn *Larantae* ging es immer um eines: Macht, Geld und Magie. Es war also keine Überraschung, wenn *Larantae* von den anderen Etayolen angegriffen wurde.

Von allem hatten sie am meisten. Wir hatten von allem am wenigsten. Deswegen möchten wir sie nicht.

Unsere Etayole bekriegten sich zwar untereinander, aber sie kämpften gemeinsam als *Die Verbundenen Etayole* gegen das Etayol der Dämonen.

Hinter dem Wagen ertönte eine männliche Stimme. »Dezal.«

Wir verstanden nicht, was sie sagten. Sie sprachen Yomal. Yomal war eine Sprache, die sich vor Jahrtausenden in einem Teil Wayoms während eines Krieges entwickelt hatte. Die Soldaten, die damals nicht nur an der Front, sondern nahezu überall in Teilen Wayoms gekämpft hatten, hatten begonnen, eine neue Sprache zu entwickeln, um ihre Pläne vor den Gegnern und möglichen Spionen geheimzuhalten.

Die Elfin konnte unmöglich von hier kommen. Sie mag zwar ihre Wurzeln hier haben, aber es konnte auch gut möglich sein, dass es Generationen her war, dass ihre Familie in Kreyol gelebt hatte. Ich war mir nicht sicher, wie weit Yomal verbreitet war, und wer die Sprache noch alles lernte, aber wir taten es nicht. Wenn sie gesprochen wurde, dann von den Leuten in Wayom.

»Können wir jetzt gehen?«, bat Valeska.

Aber nun war mein Interesse geweckt. Was machten die Leute aus Wayom hier? Normalerweise reisten sie nur zur Jahreswende her, aber die fand erst in über einhundert Tagen statt. Dann reisten sie mit dem Hochkönig und der Hochkönigin an.

»Rohesia?«

»Warte noch einen Moment«, murmelte ich zurück.

Die Elfin unterhielt sich weiter mit der unerkennbaren Person. Als das Kind auf ihrem Arm seinen Kopf in unsere Richtung neigte, duckte sich Valeska. Ich schaute nachdenklich zurück. Das Kind schien sich nicht für uns zu

interessieren und spielte lieber mit den Haaren seiner, wie ich vermutete, Mutter.

»Was willst du denn noch hier?«, fragte Valeska und hibbelte dabei ungeduldig hin und her. »Ich dachte, du hast es eilig.«

»Ein paar Minuten haben wir noch.«

»Wofür denn?«, wollte sie wissen.

Ich trat einen Schritt näher heran. Sie zog an meinem Ärmel und schaute mich panisch an. »Was machst du denn? Die fressen uns!«

»Die fressen uns nicht«, murmelte ich. »Die verkaufen vermutlich nur etwas.«

»Ja!«, quietschte sie. »Etwas, das wir uns in tausend Jahreszeiten nicht leisten können.«

Ich schaute sie an und hielt meinen Zeigefinger an meine Lippen. »Sei still und bleib hier stehen.«

Ich wandte mich ab und trat auf die großen Wagen zu. Die Elfin zeigte in die entgegengesetzte Richtung und entfernte sich dann von den Wagen. Die Person, mit der sie sprach, zeigte ihr Gesicht nicht. Lange, ungepflegte Haare ganz in Weiß verdeckten seinen Rücken.

Einen Moment verharrte ich direkt hinter einem der Wagen und luckte zur Seite durch, bis ich der Meinung war, dass sie weit genug entfernt waren, um mich nicht zu sehen. Ich konnte sie nicht mehr ausmachen.

Vorsichtig trat ich vor. Der Wagen groß und rot, die Räder waren am Boden festgemacht. Hinten erblickte ich keine Tür. Stattdessen konnte ich direkt in das Innere sehen. Ich konnte nicht erkennen, was sich darin befand, aber er war voll befüllt. Sämtliche Gegenstände waren von vielen roten und weißen Tücher bedeckt.

Eigentlich sollte ich das nicht tun.

Ich stahl viel von den Verkäufern auf Märkten, um es dann selbst weiterzuverkaufen. Anders konnte ich meine Familie nicht über Wasser halten. Wenn ich meine Familie nicht von allein ernähren konnte, dann musste ich mir Essbares oder das Geld dafür auf andere Art und Weise beschaffen.

Ich war gut darin. Noch nie wurde ich erwischt. Es war schon das ein oder andere Mal vorgekommen, dass mich jemand entdeckt hatte. Aber ich war schnell. Wenn ich rechtzeitig wegrannte, konnten sie mich nicht erwischen.

Es gab viele Diebe, vor allem in unserer Gemeinde. Man musste vorsichtig sein. Man sollte sich nicht nur vor Dieben in Acht nehmen, man sollte auch insbesondere aufpassen, wenn man selbst ein Dieb war. Viele machten den Fehler und stahlen aus den Kassen. Wenn ich eines schon vor Jahren gelernt hatte, dann, dass man niemals Geld stehlen sollte. Darauf achteten die Verkäufer besonders. Man sollte sich außerdem von zu teuren Gegenständen fernhalten.

Es war keine gute Idee, teure Dinge zu stehlen. Und wenn man es doch tat, dann sollte man unbedingt testen, ob die Ware verflucht war. Wenn diese Ware, die sich im Wagen befand, dann war sie nicht nur unfassbar teuer, sondern auch mit ziemlicher Sicherheit verflucht.

Dennoch wollte ich mich hineinwagen. Wer ließ seine Ware denn auch unbeachtete und ungeschützt herumstehen? Es war zu einfach.

Deshalb erwartete ich auch nicht, ohne Umschweife hineingelangen zu können. Ich näherte mich dem vermeintlich geöffneten Eingang des Wagens. Als ich direkt davor stand, hob ich meine Hand, die in einem violetten Handschuh steckte. Dann berührte ich die Luft und testete, ob ich sie in den Wagen hineinstecken konnte.

Wie erwartet traf ich auf eine Barriere. Als ich sie berührte, zogen sich weiße, feingliedrige Blitze über die Barriere, vom Punkt aus, an dem ich sie berührt hatte, über die ganze Barriere hinweg.

So eine Barriere war ziemlich gefährlich. Nicht nur verhinderte sie, dass Eindringlinge durch sie hindurch traten – sie sanden auch einen entsprechenden Alarm aus.

Wie gut, dass ich konnte, was ich eben konnte.

Ich zog meine Hand zurück und streifte den Handschuh ab. Ich hielt in meiner linken Hand fest (nicht, dass ich ihn noch vergaß), und hob die andere wieder an. Vorsichtig, nur mit meiner Handfläche, berührte ich die unsichtbare Barriere.

Noch im selben Moment spürte ich, wie sich eine Hitze in meiner Hand ausbreitete. Wie ein Brandfleck, konnte ich dabei zusehen, wie sich die Barriere langsam auflöste und sich grüne Blitze durch sie hindurch zogen.

Wie gut, dass ich eine Hexe war, die nichts und niemanden mit ihrer bloßen Haut berühren konnte, ohne etwas zu verfluchen.

Mit einem Zischen löste sich die Barriere völlig auf und ich konnte völlig ungehindert in den großräumigen Wagen steigen. Ich sollte mich nicht zu lange hier aufhalten. Ich sollte verschwinden, bevor die Elfin und der Unbekannte zurückkamen. Aber vorher musste ich etwas finden, dass ich mitnehmen konnte. Etwas, das wertvoll und teuer war.

An einer Wand des Wagens schien sich ein riesiger Haufen voller Gegenstände zu verteilen, verdeckt von einem riesigen roten Tuch. Leise kniete ich mich hin und hob, mit meiner vom Handschuh bedeckten Hand, das Tuch an.

Darunter befanden sich viele Gegenstände, von denen ich nicht einmal wusste, was sie waren. Neben einer kleinen Vase (oder zumindest vermutete ich, dass es eine war) befand sich eine kleine Schatulle aus schwarzem Holz.

Ich war die Decke zurück, damit ich die Holzschatulle mit der linken Hand zu mir holen konnte. Sie hatte einen silbernen Verschluss, der geöffnet war. Mit Vorsicht öffnete ich den Deckel.

Zum Vorschein kam eine mit roten Edelsteinen bedeckte Halskette aus echtem Gold.

Bei Yragarn. Das musste so viel Wert sein. Mehr Wert als alles, was ich in den letzten Wochen gestohlen hatte. Bisher hatte ich nur Ketten mit Edelsteinen aus Plastik gesehen, und Gold nur als Farbe oder winzigen Ohrringen.

Die Kette war lang und die Edelsteine waren so groß wie meine Augen. Wenn ich das verkaufte ... Aber wer würde das hier schon kaufen? Wer konnte sich das leisten? Wenn ich es schaffte, die Edelsteine herunterzubrechen, dann konnte ich versuchen, diese zu verkaufen. An Leute, die reicher waren als ich.

Ich musste sie einfach mitnehmen.

Meine freie Hand ließ ich einige Zentimeter über der Kette hinweg gleiten, um zu spüren, ob irgendwelche Flüche auf ihr Lagen. Ich hatte Glück, sie war völlig harmlos.

Den Handschuh zog ich wieder auf. Dann stellte ich meinen Rucksack ab und öffnete ihn. Behutsam nahm ich die Kette in meine Hand und ließ sie in meinen Rucksack gleiten. Ich bedeckte sie mit einem Geschirrtuch, dann schloss ich meinen Rucksack wieder. Die Schmuckschatulle schloss ich und legte sie wieder an ihren Platz. Dann war ich das Tuch über den restlichen Kram.

Es war besser, wenn ich nicht noch mehr mitnahm. Von Händlern aus anderen Vitayolen zu stehlen war eine gefährliche Angelegenheit. Ich sollte mich lieber auf den Weg machen und von hier fort kommen. Eigentlich hatte ich geplant, heute nicht noch einmal auf den Markt zu gehen. Aber diese Möglichkeit hatte ich mir einfach nicht entgehen lassen können.

Ich trat aus dem Wagen heraus, nachdem ich sichergestellt hatte, dass sich niemand genähert hatte. Ich trat durch den schmalen Spalt und ging in Valeskas Richtung. Als sie mich erblickte, schien sie erleichtert.

»Du bist verrückt«, schimpfte sie. »Was hast du dir dabei gedacht?«

»Es ist alles in Ordnung«, versicherte ich ihr. »Ich habe was gefunden und wurde nicht erwischt.«

»Du hast was gefunden?«, fragte sie überrascht.

»Oh ja«, bestätigte ich. »Eine Kette aus echtem Gold. Mit echten Edelsteinen. Ich glaube, es sind Rubine.«

Mit geweiteten Augen starrte sie mich an. »Und das hast du eingesteckt?« Ich nickte. »Was, wenn es jemand bemerkt? Vielleicht hat dich jemand gesehen.«

»Ich war ganz allein. Oder siehst du hier jemanden?«, fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf. »Dafür, dass du mir ständig sagst, ich soll vorsichtig sein, bist du gerade ein ziemlich großes Risiko eingegangen.«

Ich nickte. »Ja, das war ziemlich gefährlich. Mach das auf keinen Fall nach.«

Sie verdrehte die Augen.

Aus der Ferne ertönten Fußschritte, Ich blickte zwischen den Wagen hindurch und erblickte die Elfin. Nun, da sie in unsere Richtung liefen, konnte ich auch die Person erkennen, die neben ihr lief und mit der sie sich die ganze Zeit unterhalten hatte.

Ich war mir sicher, dass es ein Mann war, weil seine Stimme sehr männlich geklungen hatte. Nun konnte ich es kaum ausmachen. Das war bei einigen Spezies auch nicht unüblich. Einige wirkten entweder sehr feminin oder sehr maskulin. Andere waren sehr androgyn. Und einige Spezies gliederten sich gar nicht in Geschlechter, oder unterteilten sich in viel mehr Geschlechtern.

Doch das war nicht das Interessanteste an ihm. Seine langen Haare, die ich vorhin schon gesehen hatte, sahen inzwischen mehr grau als weiß aus. Sie waren nicht nur verfilzt, sondern sahen auch verschmutzt aus. Sie verdeckten sein Gesicht wie ein alter Vorhang.

Er war groß und umhüllt von einem schwarzen Mantel, der ausgefranst und voller Löcher war. Ich hatte keine Ahnung, woher er kam, aber er sah nicht aus wie jemand, der in Wayom lebte.

Und dann, weil ich das Drängen meiner Schwester ignoriert hatte, blickte die Elfin plötzlich in unsere Richtung.